

seiner mangelhaften Vorbildung zum ärztlichen Berufe sich wol bewußt. Wie oft beklagt er es nun, die früher ihm gebotenen Gelegenheiten zu seiner wissenschaftlichen Vorbildung nicht eifriger benutzt zu haben, und wie freut er sich über jeden Fortschritt, den er in seiner Wissenschaft und technischen Ausbildung macht!

Gewiß wäre er bei diesen Gesinnungen und unter so günstigen Verhältnissen in wenigen Jahren wirklich zum Arzte, wenn auch nur mit einem amerikanischen Doctordiplom, herangereift, wenn nicht ein Ereigniß eingetreten wäre, das seiner Laufbahn unerwarteter Weise wieder eine ganz andere Richtung geben sollte.

5. Krieg und Kriegesjahren.

Wir hatten schon oben erwähnt, daß Brandenstein, als er, ein verzweifelter Auswandler, in den Straßen und Häfen New-Yorks vergeblich nach Arbeit suchte, den Entschluß gefaßt hatte, wenn alle Bemühungen vergeblich blieben, sich als Freiwilliger gegen die auf-rührerischen Indianerstämme anwerben zu lassen, um so entweder sein Glück als Soldat zu machen oder eines ehrlichen Todes im Dienste des Sternenbanners zu sterben. Der Gedanke an einen solchen Schritt war unter den glücklichen Verhältnissen seiner medicinischen

Raufbahn längst vergessen, als dennoch gerade diese Raufbahn ihn in den Krieg hinein treiben sollte.

Im Jahre 1875 brach bekanntlich ein erneuter Kampf zwischen den Vereinigten Staaten von Nordamerika und den sogenannten Sioux-Indianern, einem 400 englische Meilen von New-York entfernt lebenden Indianerstamme aus. Die Veranlassung dazu boten die unaufhörlichen Reibungen zwischen den auf den äußersten Vorposten der Civilisation stehenden amerikanischen Farmern einerseits und den durch die fortschreitende Cultur immer mehr in ihrem Fortbestehen, Besitz und Freiheit bedrohten wilden Eingeborenen andererseits. Zwar nahmen diese Letzteren schon ganz von selbst allmählich die Sitten und Gewohnheiten der civilisirten Nationen an, weil sie in beständigem Verkehr und namentlich in lebhaftestem Tauschhandel mit der civilisirten Welt stehen. Und damit sie um so weniger Ursache zur Unzufriedenheit haben, versorgt die nordamerikanische Union dieselben in großartigster Freigebigkeit mit allen möglichen Genuß- und Subsistenzmitteln. Aber sei es, daß die für diesen Zweck bestimmten Millionen theilweise in unberechtigte Hände fallen, oder daß sich die zunächst wohnenden Ansiedler, namentlich aber die nach Gold, Pelzen und anderen Kostbarkeiten lüfternen Abenteurer, die sich nicht selten hordenweise dem Gebiete der Indianer nähern, allerlei

Ungehörigkeiten im Umgange mit Denselben zu Schulden kommen lassen, oder daß sich von Zeit zu Zeit, durch Priester und Zauberer absichtlich genährt, der angeborene Unabhängigkeitsinn und die wilde Kampflust in den heißblütigen Bewohnern der Urwälder regt, — genug, die Kriegsflamme, hundertmal in Blut erstickt, lodert immer auf's Neue empor, natürlich meist zum Schaden des Indianervolks, das sich gleichsam selbst dem unentrinnbaren Untergange weihet.

Neue Truppen sollten nun um die Mitte des Jahres 1875 zum Kampfe gegen die Sioux-Indianer ausgesandt werden. Ein Sanitäts-Corps sollte dieselben begleiten, und da die Regierung, auf Brandenstein als einen anstelligen und gewandten Arzt aufmerksam gemacht, Diesen unter Anbietung des Doktor-Titels, eines sehr auskömmlichen Gehalts und ehrenvollster Stellung aufforderte, sich dem Corps einreihen zu lassen, schien ihm Pflichtgefühl, Ehre und Fortkommen keine Wahl zu lassen, — er nahm den Ruf an.

Um die Mitte des Monats Juni brach er mit dem Sanitäts-Corps von New-York auf. Dasselbe war mit allen erforderlichen Dingen wol ausgestattet; die vierzehntägige Reise nach dem Indianer-Gebiet, welche größtentheils zu Eisenbahn, dann aber zu Pferde zurückgelegt werden mußte, bot dem jungen Herrn Doktor die schönste Gelegenheit, Land und Leute des amerika-

nischen Nordens kennen zu lernen, und der Krieg war auch noch nicht ausgebrochen, so daß die Reise mehr einer Vergnügungsfahrt als einem Kriegszuge zu gleichen schien.

Aber kaum war das Corps am 2. Juli bei den sogenannten Ottawa-Indianern in der Nähe des künftigen Kriegsschauplatzes angelangt, als die Lage ein anderes Aussehen gewann, und gerade Brandenstein sollte in furchtbarster Weise einen Vorgesmack von dem erhalten, was ihm bevorstand.

Das Sanitäts-Corps ließ sich bei dem Häuptling dieser Ottawa-Indianer anmelden und wurde von ihm anscheinend auf's freundlichste empfangen. Die Friedenspfeife wurde umhergereicht, der Auftrag des Corps als ein durchaus friedlicher und ungefährlicher anerkannt und demselben das Recht, sich im Lande aufzuhalten und den kommenden Dingen gegenüber eine zu wartende Stellung einzunehmen, als etwas Selbstverständliches zugestanden. Brandenstein ahnte nichts Arges und ließ sich deshalb verleiten, auch am anderen Tage, als die Mitglieder des Corps zu anderweitigen Geschäften abwesend waren, einer Versammlung der obersten Krieger, welche der Häuptling veranstaltet hatte, auf dessen Einladung beizuwohnen. Es sollte allerdings über die schwebende Kriegsfrage berathen werden, und Brandenstein hätte ahnen sollen, daß seine Anwesenheit bei

einer solchen Berathung nicht ohne böse Absicht veranstaltet worden war. Doch er kannte noch nicht die Falschheit dieser feindlich-gesinnten Indianer und wurde, da der Häuptling ihm sofort nach Indianersitte die Friedenspfeife bot, durch diesen Beweis der Gastfreundschaft in seiner Arglosigkeit noch bestärkt. Und doch — welche Niederträchtigkeit! — eben dieses Sinnbild friedfertiger Gesinnung, das sonst den Indianern so heilig ist, sollte als Mittel scheußlichsten Verrathes dienen. Die Pfeife war nämlich mit dem schlimmsten Gifte, welches die Indianer kennen, gefüllt; es war also auf nichts Geringeres als Brandenstein's Ermordung angelegt, und wenn auch, Dank der bald eintretenden Uebelleit des Unglücklichen und seiner entschiedenen Weigerung, die Pfeife auszurauchen, das Entsetzliche verhütet wurde, — der Ausgang war für ihn furchtbar genug. Er fiel alsbald einer völligen Bewußtlosigkeit anheim und wäre wol in diesem Zustande von den nichtswürdigen Verräthern niedergemacht und auf Seite geschafft worden, wenn nicht, eben noch zur rechten Zeit, die dem Sanitäts-Corps beigegebenen Officiere eingetroffen wären und sich seiner in der hingebendsten Weise angenommen hätten. Den Beweis der Vergiftung konnten sie freilich nicht erbringen und noch viel weniger Rache an den Uebelthätern nehmen, da sie dadurch sich selbst der äußersten Lebensgefahr preisgegeben

und den noch nicht entbrannten Krieg sofort zum Ausbruch gebracht hätten. Allein sie kamen doch eben noch zeitig genug, um Brandenstein aus den Händen dieser Unmenschen retten und auf das Gebiet eines der Union entschieden befreundeten Indianer-Stammes flüchten zu können. Dies bewerkstelligten sie sofort. Der arme Bewußtlose wurde von ihnen selbst dorthin geleitet, und wie gern hätten sie seine völlige Genesung hier abgewartet, seine Pflege selbst übernommen! Allein dies war unmöglich. Ihre Pflicht rief sie zu den übrigen Mitgliefern des Sanitäts-Corps zurück, und so blieb ihnen nichts Anderes übrig, als den noch immer seiner Vernunft beraubten unglücklichen Kameraden dem Vertrauenswerthesten des Landes, dem der Union freundlich zugethanen Ober-Häuptling selbst zur Pflege anzuvertrauen. Sind doch die Indianer, wie mit ihren Giften, so auch mit der Behandlung und Pflege der Vergifteten vielleicht besser als die civilisirten Völker vertraut, und der Häuptling, von tiefem Mitleiden mit dem armen Irnsinnigen ergriffen, versprach sein Bestes zu thun, um ihn wieder herzustellen.

So lag denn Brandenstein, dem erst eben ein neuer Hoffnungstern schien leuchten zu sollen, als Geistesfranker in dem Wigwam eines Indianer-Häuptlings! Das tödtliche Gift, dem er unter so vielen ansteckenden Krankheiten in den Hospitälern New-Yorks glücklich

entgangen war, sollte ihm durch die Friedenspfeife eines Barbaren gereicht werden, und während er gekommen war, als Arzt Anderen heizustehen, mußte er selbst das erste, beklagenswerthe Opfer des Racenkampfes werden. Schien es nicht wirklich, als sei der Aermste zum Unglück geboren und als müßte jeder Pfad ihn zum Abgrund führen? — Wie unbegreiflich sind Gottes Gerichte, wie unausforschlich Seine Wege!

Und doch waren es ohne Zweifel Gottes Wege, die er jetzt gehen mußte, und gerade hier, im Wigwam des Häuptlings, in der dunkelsten Nacht seiner Leiden, sollte ihm in eigenthümlichster Weise ein reiches, liebliches Loos zu Theil werden.

6. Tontsa.

Drei und einen halben Monat lang währte die traurige, mit häufigen Raserei-Anfällen verbundene Geisteskrankheit. Nur selten — im Ganzen viermal — wurde er während dieser Zeit von Einem der Militärärzte des Sanitätscorps besucht; denn der Weg von der Station desselben bis zu dem Wigwam des Häuptlings betrug zwölf englische Meilen und war ohne große Lebensgefahr nicht zurück zu legen; der Arzt mußte immer unter starker Militärbewachung reisen.